

# Die Glückliche

Ich ging in einer stillen Nebengasse spazieren. Es war gerade die Zeit des goldenen Herbstes: leichte, seidene Fäden flogen in der Luft umher. Sie näherten sich einander, umarmten Gebüsch und Sträucher, stiegen auf und blieben überall hängen. Die Luft schien wie mit Silberbrokat durchwirkt. Die Natur und die Menschen umfing ein Nachdenken, ein In — sich — gehen.

In diese Feierlichkeit humpelte plötzlich ein altes Mütterlein hinein. Sie lahmt, und ihre linke Hand war irgendwie nicht in Ordnung, da sie von Zeit zu Zeit stark zusammenzuckte.

Mich überkam ein tiefes Weh ob dieser verstümmelten alten Frau, als ich ihr aber ins Gesicht, in die Augen schaute, erfüllte mich plötzlich eine große innerliche Ruhe, ihr Blick war der Blick eines von den Bitternissen des Lebens unversehrten Herzens, das mit Liebe in jedes Menschenauge hineinleuchtete

Dabei war es kein Spaziergang, den sie unternommen, um sich an der Natur zu freuen, nein, sie schleppte in ihrer Tasche etwas Schweres und ruhte sich öfters aus. Ich bot ihr an, die Tasche zusammen zu tragen, denn für mich allein wäre sie auch zu schwer gewesen. Sie nahm dankend meine Hilfe an, und wir gingen langsam weiter.

Es stellte sich heraus, daß sie in die Apotheke ging, um Apothekengeschirr abzugeben. Ich wunderte mich über solch eine Menge, und sie erzählte mir, daß sie in einem Zimmer mit einer guten Freundin, die aber jünger sei als sie, wohne.

„Die letzten Jahre ist sie ans Bett gebunden“, erzählte die Frau weiter. „Ein Glück, das wir zusammen wohnen! Ich bin ja auf den Beinen, kann überall hingehen für sie und für mich. Wir brauchen keine fremde Hilfe, ich kann noch alles im Hause tun, und wenn meine Hand nicht so stark zittert, stricke ich auch noch hie und da etwas.“

Zu dieser Zeit waren wir an der Apotheke angekommen. Ich half ihr durch die Tür und ging wieder in den schönen Herbsttag hinaus, sagte ihr aber, daß ich auf sie warten werde. Ich war erstaunt, als ich sie mit derselben schweren Markttasche nach einiger Zeit herauskommen sah — man nahm gerade kein Geschirr an.

Ich ergriff wieder den einen Henkel der Tasche, sie mit der Rechten — den andern. Ich fragte, ob sie schon lange an ihrem Fuß leide. „Leiden, meine Gute? Aber ich leide ja gar nicht. Mein Fuß tut mir ja gar nicht mehr weh.“ Ich nahm mir das Herz und fragte sie, was sie daran habe. „Ach, das ist mir noch in der Jugend passiert. Wir fuhren Heu von der Wiese nach Hause. Ich stand auf dem geladenen Wagen, die Pferde zogen unverhofft an, ich fiel herunter, und mein Fuß geriet unter das Rad. Hatte großes Glück, denn ich hätte im Handumdrehen zu Tode kommen können. Wieviele solche Fälle gab es bei uns!

In unserem Dorfe wohnte zu meinem Glück eine Frau, die mir den Fuß heilen konnte, und ich wurde wieder arbeitsfähig. Ärzte, nein, die gab es bei uns damals nicht in solch einem Krähwinkel!“

„Und wie ging es Ihnen in ihrem weiteren Leben?“ erkühnte ich mich, ihr noch eine Frage zu stellen.

„Ach, ich hatte Glück! Es fand sich für mich ein herzenguter Bursche, der zwar einen Fehler im Gesicht hatte, aber das schadete seiner Herzengüte nicht. Als Kind hatte ihm nämlich ein Flegel aufs Nasenbein geschlagen. Aber was hilft mir die Schönheit, wenn der Mann ein rauhes Herz hat? Das seine war welch wie, ein Kinderherz. Wir waren sehr glücklich miteinander. Eines Frühlings aber erkältete er sich in der Ackerei und bekam Lungentuberkulose.

Ich hatte zu jener Zeit schon nähen gelernt, und das Handwerk hat, wie es heißt, einen goldenen Boden! Ich hatte das große Glück, ihm alles zu geben, was nur sein Herz verlangte. Aber gegen den Tod ist ja kein Kraut gewachsen!“

Wie wir alten Frauen so langsam dahingehen, nimmt uns plötzlich jemand die Tasche ab, zuerst ihren Henkel, dann den meinen. Ich stutze, aber ihr Gesicht ist schon von einem freudigen Lächeln erhellt. „Ach, Tonichen, bist du ein gutes Kind!“, und zu mir: „Das sind unsere kleinen Helfer, die Pioniere aus der nahen Schule. Wir bitten sie gar nicht, aber sie kommen selbst. Schon oft gingen sie in die Apotheke für Oma Liese. Haben auch sonst schon allerhand für uns getan, aber wir brauchen das ja gar nicht, sollen sie zu den Hilfloren gehen! Aber für die Bücher und Zeitschriften, die sie uns bringen, sind wir sehr dankbar. Meine Freundin liest wie ein Schulmeister. Ich bin ja so gut wie gar nicht geschult, kann nur das, was man mich seinerzeit im Likbes gelehrt hat. Diese kleinen Distelfinkchen, die uns jetzt besuchen, singen uns sogar Lieder vor und sagen uns Gedichte auf.“

Und ich dachte: „Solch eine alte Frau! Solch eine lichte Seele!“

Wir verabschiedeten uns voneinander, denn das Mädcl war schon weit voraus geeilt. Ich stand und schaute der Glücklichen nach, die sogar mit leeren Händen schwer zu gehen hatte. Ich schaute ihr noch lange nach, dieser einfachen Frau mit solcher Geistesstärke.

**Klara OBERT**

*Freundschaft, Nr. 37 vom 21. Februar 1969, S. 3.*